

Eingeschränkte Bewegungsfreiheit

Journalistische Arbeit in Kriegs- und Krisenregionen

Wer die Welt in Gute und Böse unterteilt, hat keine Probleme aus Kriegs- und Krisengebieten zu berichten. Er schlägt sich auf eine der beiden Seiten der Linie, durch die sein Paradies von der Hölle getrennt wird. Entsprechend schlicht sind die Berichte und einfach ihre Fertigung. In der Wirklichkeit entwickelt sich alles viel komplexer. Doch die Wahl der Seite bleibt einem auch dann nicht erspart. Ohne Vorkenntnisse über einen Konflikt oder Krieg verbieten sich Berichte, da je nur Ausschnitte der jeweiligen Auseinandersetzungen erlebt werden können.

Im Detail lässt sich dieser Anspruch nur schwer verwirklichen. Denn woher kommen die Informationen, wenn man nicht vor Ort war? Erweisen sich doch die Grenzen zwischen Informationen, Gerüchten und Propagandakonstrukten als fließend, zumal die Kriegs- und Krisenberichterstattung einem komplexen Dauerbeschuss der um Einfluss ringenden Parteien ausgesetzt ist. Denn Medien werden mittlerweile von Militärs als „fünfte Front“ der Auseinandersetzung betrachtet. Sie sollen durch Manipulationen – wie gezielte Indiskretionen, Falschmeldungen, Propagandakonstrukte oder Verbreitung von Gerüchten – genutzt werden, um den Gegner zu einem erwünschten Verhalten zu bewegen oder die Vorurteile an der Heimatfront zu stabilisieren, wenn nicht gar zu vergrößern. Damit gewinnt bereits die Wahl der Standorte für die Berichterstattung zentrale Bedeutung. Immer wieder versuchen Konfliktparteien zu verhindern, dass sich Journalisten auf die jeweils andere Seite begeben und von dort berichten. Ist im „embedding“ ein Höchstmaß an Kontrolle möglich, so schwindet der eigene Einfluss, wenn die Berichterstattung von der anderen Seite erfolgt. Für Journalisten bedeutet dies nur, sich einer möglichen Bevormundung der anderen Seite auszusetzen. Das Motto „Gefahr erkannt – Gefahr gebannt“ kann Medienschaffenden zwar helfen, doch in der alltäglichen Arbeit erweist es sich oft als schwierig, Manipulationsversuchen der jeweiligen Seite zu entkommen. Verlässliche Mitarbeiter vor Ort sind ein entscheidendes Mittel, um einen solchen Druck zu unterlaufen.

Immer wieder habe ich mich gewundert, mit welcher Naivität Kollegen vor Ort zu Werke gehen. Berichte über Zensur helfen nicht weiter und dem Zuschauer nur wenig, zeigen sie doch, dass sich die Autoren auf Neuland bewegen und die Barriere der Zensur nicht überwinden können. Die Not darf nicht als Tugend ausgegeben werden. Denn dann bleiben wichtige Informationen auf der Strecke. Neben der Auswahl der Mitarbeiter und Informanten sind es die Themen, die helfen, Konflikte besser verständlich zu machen. Ein Beispiel bilden die hungernden oder gar sterbenden Kinder, die in der Irak-Berichterstattung zwischen 1991 und 2003 eine bedeutende Rolle eingenommen haben. Nach dem Kuwaitkrieg starben Tausende Säuglinge und Kleinkinder an Darmerkrankungen, weil die Infrastruktur durch die Raketen- und Luftangriffe der Alliierten im Januar und Februar 1991 zerstört worden war und das Trinkwasser in großen Teilen Bagdads und verschiedenen Provinzen verseucht war. Hungernde Kinder standen noch Jahre nach dem Krieg im Mittelpunkt der Irak-Berichterstattung, als

viele Schäden der Infrastruktur längst beseitigt waren und das Gesundheitssystem wieder notdürftig arbeitete. Während in Privatkrankenhäusern jungen Männern Organe entnommen und den Begüterten anderer arabischer Staaten implantiert wurden, blieben die Kinderstationen einiger Krankenhäuser Zentren schreienden Elends, weil die Propagandisten Saddam Husseins Säuglinge präsentieren wollten, um die Welt gegen die Sanktionen zu mobilisieren. Drehgenehmigungen in den Elendsvierteln Bagdads wurden immer seltener erteilt, auch weil die dort mittags dampfenden Kochtöpfe nicht gezeigt werden sollten. Gerade in solchen Situationen erweist es sich als sinnvoll, mit Leuten zu reden, die ein Interview ablehnen. Nur zu oft sind es Menschen, die sich nicht für Propaganda missbrauchen lassen wollen und im Plauderton wichtige Hinweise geben, die einem Bericht oder einer Reportage einen völlig anderen Kontext geben können.

Gefahr der Inszenierung

Informationsbeschaffung wird zu einer Gratwanderung, die bereits vor der Anreise in das Konfliktgebiet beginnt. Denn den Maßnahmen der Machthaber vor Ort entsprechen die Netzwerke der Exilgruppen, die aus den Berichtsgebieten stammen, oft mit ihrer Pressebetreuung. Kontakte zu im Ausland Lebenden für die Vorbereitung einer Reise sind wichtig, weil sie vielfach die Arbeit vor Ort erleichtern und Türen öffnen, die sonst verschlossen bleiben. Doch die Exilopposition versucht genau wie die Machthaber, Journalisten zu instrumentalisieren, um eigene politische Ziele zu vermitteln. Hilfsbereitschaft, versuchte Einflussnahme und gezielter Missbrauch liegen nah beieinander.

Vor Ort können nur zu leicht Inszenierungen entstehen. Harmlos sind Versuche, Korrespondentenkontakte zu nutzen, um das üblicherweise schmale Gehalt aufzubessern oder ein Visum für einen ausländischen Staat zu erhalten. Aber in einigen Fällen ist Hilfsbereitschaft vorgeschoben, um politische Ideen an den Mann zu bringen. So können Stringer und Fixer, die vor Ort für Übersetzungen und die Anbahnung von Kontakten angeheuert werden, ihr Sprachmonopol oder ihre Ortskenntnisse nutzen, um durch manipulierte Übersetzungen „runde“ Geschichten zu produzieren. Das Umräumen eines Wohnzimmers kann sehr schnell den Charakter der Wohnung verändern. Es entstehen Bilder, die einen völlig anderen Eindruck von den Lebensverhältnissen der Betroffenen erwecken. Wenn dann noch an der Übersetzung geschraubt wird, ist die Inszenierung perfekt. Bei einem solchen Vorgehen muss es sich nicht immer um bösen Willen oder die Ausführung eines von Hintermännern erteilten Auftrages handeln. Oft liegt solch einem Handeln auch der Wunsch zugrunde, Korrespondentinnen und Korrespondenten die Arbeit zu erleichtern und den eigenen Tagesatz zu erhöhen.

Einer solchen Hilfsbereitschaft entspricht offene oder versteckte Feindschaft, deren Ziel es ist, Berichterstattung zu verhindern. Immer wieder treten Meinungsführer auf, um Interviewbereite oder Korrespondenten einzuschüchtern. Während des Kuwaitkrieges wurden ausländische Fernseheteams im alten Stadtzentrum der jordanischen Hauptstadt Amman immer wieder körperlich angegriffen. In einigen Fällen wurden die Angriffe durch zaghaftes Auftreten oder Versteckspiel ausgelöst. Korrespondenten

wurden geschlagen, weil sie von einer Nebenstraße aus ihr Team beobachteten, das vor der großen Moschee Passanten befragte. Solch ein verdecktes Auftreten wird von manchen Beobachtern sogar als Spionage gewertet. Selbstbewusstes Auftreten hätte Missverständnisse im Keim ersticken und Kollegen Probleme oder gar Prügel ersparen können.

Grundsätzlich gilt es, den Interviewten mit den Fragen auch eine Möglichkeit zu bieten, ihrer Meinung im Ausland Gehör zu verschaffen. Bedeutsam wird es, durch eigenes Auftreten und Argumentieren oder durch Auswahl der Mitarbeiter Glaubwürdigkeit auszustrahlen. Dieses Vorgehen darf nicht zu einer Taktik verkommen. Selbstbewusstes und selbstverständliches Auftreten sollte sich in der Berichterstattung widerspiegeln. Leider haben Kritiker vor Ort zu oft Recht, wenn sie behaupten, Interviews würden durch aus dem Zusammenhang gerissene Zitate einen anderen Eindruck als den beabsichtigten erzielen. Globale Kommunikation bedeutet auch, dass Journalisten überprüfbar werden. Immer öfter interessieren sich Gesprächspartner für den Sende- oder Veröffentlichungstermin ihrer Aussagen. Ein Mitglied nahezu jeder orientalischen Großfamilie lebt mittlerweile in Europa, und der übernimmt dann für Verwandte in der Heimat die Aufgabe des vorgeschobenen Beobachters. Beschwichtigende Worte oder Zusicherungen vor Ort müssen sich in den Berichten bewahrheiten. Man darf nicht behaupten, Betroffene zu Wort kommen zu lassen und diese dann später nur in Schnittbildern nutzen. Auch Journalisten können verbrannte Erde hinterlassen, für die nachfolgende Kollegen büßen müssen. Diese Art Doppelstandard journalistischer Arbeit wird von Despoten immer wieder genutzt, um die Berichterstattung vor Ort einzuschränken.

Regelmäßig werden Journalisten für die Politik der Länder verantwortlich gemacht, in denen sich die Heimatredaktionen befinden. In den Augen vieler Militanter verkörpern Korrespondenten dann eine feindliche Welt und werden dadurch zum Ziel unterschiedlicher Aggressionen. In solch einer Konfrontation ist es besonders wichtig, durch sicheres Auftreten Anfeindungen die Spitze zu nehmen oder sie in Mikrofon oder Kamera umzuleiten. Politische Aktivisten, Rebellen oder auch Mitglieder von Terrorgruppen sehen sich selbst meist als Vorkämpfer eines berechtigten und gerechten Anliegens. In Journalisten erkennen sie die Möglichkeit, für dieses Anliegen zu werben. Natürlich wollen sie den Korrespondenten missbrauchen und setzen alles daran, ihn zu zwingen, eine Plattform für einen Propagandaauftritt zu bieten.

Arbeitsverbote schaffen Tabuzonen

Je extremer die Auseinandersetzung wird, desto intensiver bemühen sich Gewaltregime, Journalisten für ihre Ziele einzuspannen. Versuchen Generäle westlicher Armeen, Medienschaffende im Plauderton bei Hintergrundgesprächen um den Finger zu wickeln und für die Durchsetzung ihre Ziele einzuspannen, so nutzen die Erfüllungsgehilfen von Diktatoren unterschiedliche Drohungen, um Journalisten auf ihre Linie zu zwingen. Diese Einflussnahme geht weit über den Einsatz von Beobachtern, die den Korrespondenten zur Seite gestellt werden, hinaus. Dabei sind es nicht die Rollkommandos von Geheimdiensten, die Hotelzimmer in Abwesenheit durchsuchen und verwanzen, die die größte Wirkung erzielen. Ausweisungsdrohungen, mögliche Ar-

beitsverbote und die Beschneidung von Drehgenehmigungen eignen sich meist besser, um Einfluss auf die Arbeit nehmen zu können. Mit den erzwungenen kleinen Kompromissen kann die Berichterstattung nachhaltig beeinflusst werden. Direktoren in den Presseministerien haben ihre Position erhalten, weil sie dieses Instrumentarium beherrschen. Durch Ausweisungen und Arbeitsverbote werden Tabuzonen errichtet, die zu einer unausgesprochenen Arbeitsgrundlage werden. Oft ist es nur möglich, diese Tabuzonen parziell zu durchbrechen.

Manchmal empfiehlt sich, ganze Themenbereiche aus der Berichterstattung auszublenken, um überhaupt weiter im Land arbeiten zu können. Während der Herrschaft Saddam Husseins habe ich es bewusst vermieden, über den irakischen Diktator zu berichten. Nur so konnte ich es umgehen, ihm auch positive Züge abzugewinnen. Denn eine solche – wenn auch nur parziell positive Darstellung – ist vielfach notwendig, um weitere Visa zu erhalten. Gerade das Beispiel Hussein zeigt jedoch, dass man darauf verzichten kann, auf Diktatoren vor Ort einzugehen. Mit der Enthumanisierung der Machthaber der anderen Seite wird in Kriegs- und Krisensituationen eine Stimmung geschaffen, Kriege als zur Durchsetzung politischer Ziele gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Je monströser das Bild der jeweiligen Machthaber gezeichnet wird, desto niedriger wird die Hemmschwelle, einen Krieg zu beginnen, der unabsehbare Opfer unter der Zivilbevölkerung der anderen Seite bringen kann. So wird seit der Wahl Ahmadinejads die iranische Politik nur zu oft auf Äußerungen des Präsidenten reduziert. Das komplexe Machtgeflecht iranischer Politik wird ignoriert. Damit kann die Position der Islamischen Republik in der internationalen Auseinandersetzung nicht mehr verstanden werden, und es vergrößert sich die Gefahr, Konflikte nicht mehr durch Verhandlungen lösen zu können.

Bürgerkriege ohne Rückzugsraum

Meist ist die Berichterstattung in Kriegen – insbesondere wenn sie aus einer Diktatur erfolgt – planbar, da sie klaren Regelungen unterworfen ist. So durften im Irak niemals Armeeeingetragene gezeigt werden. Eine Uniform auf einem Marktplatz reichte bereits aus, dass eine entsprechende Einstellung aus dem Bericht entfernt werden musste. Gleichzeitig waren jedoch Berichte aus der Bagdader Börse möglich. Steigende Kurse bei zunehmenden Kriegsdrohungen eigneten sich hervorragend, um zu zeigen, dass vor allem viele der begüterten Iraker sich von einem US-Angriff den Sturz Saddam Husseins und einen anschließenden Wirtschaftsaufschwung erhofften. An den steigenden Aktienpreisen ließ sich die Stimmung im Lande sehr gut zeigen, ohne Interviews zu machen, in denen Passanten oder Händler sich gefährden, weil sie Hoffnungen auf eine bessere Zeit nach dem Sturz Saddam Husseins äußern.

Sind die Rahmenbedingungen für die Arbeit in konventionellen Kriegen weitgehend festgelegt, da sie durch meist starre Regeln fixiert und Frontwechsel nur in Ausnahmefällen möglich sind, so lässt sich die Arbeit in Bürgerkriegen wesentlich schwerer planen. Denn oft versuchen Bürgerkriegsparteien, gerade zivile Ziele der jeweils anderen Seite anzugreifen. Korrespondenten werden damit sicherer Rückzugsräume beraubt. Klassisch sind die Kämpfe im Libanon in den achtziger Jahren. Die verfeindeten Milizen standen sich oft in Sichtweite gegenüber, beschossen aber aus ihren Positi-

onen nicht die Stellungen der Gegner, sondern weiter zurückliegende Wohnquartiere. Sichere Unterkünfte gibt es dann nur in größerer Entfernung zu den Kampfgebieten. Als Journalist ist man gut beraten, nur sehr kurz in diesen gefährlichen Zonen zu arbeiten. Solch eine Vorgehensweise geht zu Lasten spektakulärer Aufnahmen, wird aber durch eine gute Darstellung der Gesamtsituation allemal kompensiert. In Bürgerkriegen oder Anarchie bewährt sich meist die Taktik, im Schutz einer der Parteien oder Fraktionen zu arbeiten. Relative Sicherheit wird dann mit dem Preis der eingeschränkten Bewegungsfreiheit bezahlt. Gleichzeitig muss man sich den Versuchen der Beeinflussung entziehen. In der Regel nehmen die Versuche, die Berichterstattung zu beeinflussen, zu, wenn Korrespondenten von anderen Informationsquellen abgeschnitten sind. Fehlen Internetzugang und Elektrizität, wird es in der Regel schwierig, sich ein Bild von der Gesamtlage zu verschaffen. Telefon- und Radionutzung können Spionagevorwürfe auslösen. Ein gutes Vertrauensverhältnis erspart einem solche Vorwürfe. So kommt es darauf an, dieses Vertrauen auf der Basis professioneller Kontakte zu entwickeln.

Instrumentalisierung durch Terrorgruppen

Doch mit dem Erstarken von Terror-Organisationen ist eine neue Herausforderung für den Journalismus entstanden. Auf der einen Seite wird die Berichterstattung durch Bedrohungen wie Attentate oder Entführungen eingeschränkt; auf der anderen Seite hat sich eine neue Dimension der Nutzung von Medien entwickelt. Plant der US-Generalstab deren Einsatz als ‚fünfte Front‘, so versuchen Terrorgruppen, Journalisten und vor allem die elektronischen Medien zu nutzen, um neue Mitglieder zu rekrutieren. Im Irak hat die El Kaida aus der Anonymität ihre Botschaft verbreitet. Terrorvideos wurden den in Bagdad arbeitenden Journalisten verkauft. Die boten dann ihren Heimatredaktionen sensationelle Aufnahmen an und nahmen in Kauf, sich als Propagandisten des Terrors missbrauchen zu lassen.

Dabei kann das Argument der Käufer, die Aufnahmen seien andernfalls bei der Konkurrenz ausgestrahlt worden, nicht akzeptiert werden. Denn in einigen Entführungsfällen begannen die Fristen für die angedrohte Ermordung erst, wenn die Bilder gezeigt wurden. Zu Anfang war Aufständischen und Terroristen die Aufnahme von Anschlägen wichtiger als die Anschläge selbst, da die eigentliche Wirkung nicht durch die Sprengung eines Humvees, sondern durch die Verbreitung der Bilder des Anschlags erzeugt wurde. Ohne die Verbreitung ihrer Aktionen über Fernsehen und Internet wäre die von Zarqawi geführte El Kaida-Gruppe im Irak nicht so schnell bekannt geworden und hätte auch nicht die enormen Rekrutierungserfolge erzielen können. Durch einen Mittelsmann hat mir eine El Kaida-Zelle in Bagdad im Sommer 2004 sogar angeboten, ihre Aktionen zu filmen. Genau wie beim „embedding“ in traditionellen Armeen lassen sich Journalisten auch bei der Zusammenarbeit mit Terrorgruppen auf einen Grenzgang ein, bei dem Berichterstattung sehr schnell zu Komplizenschaft verkommen kann. Im Irak wird vier Jahre nach dem Sturz Saddam Husseins Berichterstattung durch Terroristen weitgehend verhindert. In Bagdad sind Journalistenhotels inzwischen festungsartig ausgebaut. Ein normaler Kontakt zwischen der Bevölkerung und ausländischen Korrespondenten ist kaum noch möglich. Bei der Bitte um einen Termin für ein Gespräch mit einem Diplomaten wurde mir die Absur-

dität der Situation deutlich: „Mit welchem Sicherheitspaket kommen Sie?“ Bereits diese Frage des Botschaftsangestellten ist mir unangenehm. Schließlich will ich ein Gespräch über die Lage im Irak und keine Debatte über die Sicherheit von Journalisten führen. So fällt meine Antwort entsprechend ausweichend aus. Die Ankündigung „mit einem Wagen und einem Fahrer“ zu kommen, stößt bei dem Beamten auf Unverständnis. Würde ich mit einem Begleitfahrzeug und bewaffneten Bodyguards vorfahren, brächte dies nicht nur Prestige. Mit einem Taxi in Bagdad zu fahren, wird belächelt, man läuft sogar Gefahr, für verrückt gehalten zu werden.

Für ihre vermeintliche Sicherheit müssen Diplomaten mit einer großen Isolation zahlen. Ein Auftreten mit Bewaffneten errichtet Barrieren, die oft unüberwindlich bleiben. Auch Journalisten isolieren sich mit gepanzerten Fahrzeugen und Leibwächtern. Sicher sind bei den Sicherheitsdiensten, bei denen ‚Sicherheitspakete‘ zu mieten sind, auch einige Iraker beschäftigt. Doch deren Meinungen und Informationen sind eher irreführend, verstehen viele Angestellte solcher Dienste ihre Aussagen eher als Teil der Arbeit für ihre Firma denn als ehrliche Meinungsäußerung. Mit Gefälligkeitsaussagen sollen bei den Auftraggebern nicht nur Punkte gesammelt werden, sie sind in den Augen vieler Iraker notwendig, um den Arbeitsplatz zu erhalten.

Sicherlich kann man auch mit einem großen ‚Sicherheitspaket‘ Eindrücke und Informationen sammeln, aber man wird nur einen bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeit kennen lernen. In Ländern wie Irak oder Afghanistan muss man vor der Einreise das eigene Auftreten genau planen. Kontaktpersonen müssen gut ausgewählt und Transporte genau überlegt sein, denn bereits die Fahrt zum Hotel kann eine Gefahr bedeuten – nicht nur wegen möglicher Anschläge, sondern vor allem wegen drohender Entführungen. Taxifahrer, die einen Ausländer bei Kidnappern abliefern, können mit einem fünfstelligen Dollarbetrag rechnen. Immer wieder ist mir ein Schauer über den Rücken gelaufen, wenn Mitarbeiter oder Gastgeber sich ausgemalt haben, wie reich sie werden könnten, wenn ich entführt würde. Da war es wenig tröstlich, wenn sie mir als Opfer eine Gewinnbeteiligung anboten. Für mich verdeutlichten solche Äußerungen nur, wie leicht Ausländer Entführungsoffer werden können, denn oft wird aus einem Witz blutiger Ernst. So können Journalisten ohne ein Netz von Vertrauenspersonen 2007 nicht mehr im Irak arbeiten. Und über diese Verbindungen muss man vor der Einreise verfügen. Mit Faustregeln allein kommt man dort nicht weiter.

Keine Allheilmittel gegen Überfälle

Nicht nur vor Ort sind persönliche Kontakte oft entscheidend, bereits bei der Visum-Beschaffung sind sie wichtig. Konsular- und Visadienste können die Arbeit zwar erleichtern, aber manchmal sind es gerade die persönlichen Kontakte, die die Erteilung des Visums beschleunigen. In einigen Fällen haben die Beamten in den Außenministerien sogar einen Entscheidungsspielraum oder sie dürfen nur ein begrenztes Kontingent bewilligen. Nicht nur weil Bürokraten Probleme fürchten, erteilen sie ein Visum eher, wenn sie den Eindruck haben, dass sie sich kein Problem importieren. Darin liegt auch begründet, dass Folgevisa leichter zu erhalten sind. Dabei steht oft nicht im Vordergrund, ob Journalisten gern gesehen sind, weil sie Gefälligkeitsberichte schreiben,

wichtiger ist, dass sie vor Ort die Spielregeln einhalten. So empfiehlt es sich, mit kleineren Projekten zu starten. Berichte über begrenzte Themen eignen sich zum Einstieg besser als große Reportagen, deren Vorbereitungen weitgehende Erfahrungen voraussetzen. Gerade in Krisenregionen ist das permanente Auffrischen der Kenntnisse wichtig oder entscheidend. Oft sind es Kleinigkeiten, die nicht nur über den Erfolg der Arbeit, sondern auch die sichere Durchführung einer Reise entscheiden.

Denn wer wird schon an der Flughafenstraße von Bagdad in der Dunkelheit auf einen Korrespondenten warten, den er nicht kennt. Und so etwas kann passieren, wenn Flugzeuge Verspätung haben. Im Herbst 2006 landete meine Maschine nach Sonnenuntergang in Bagdad. Als dann am Ausgang des Terminals keine offiziellen Taxis standen, die Passagiere zum nächsten Kontrollpunkt bringen, war ich bereits entschlossen, im Flughafen zu übernachten. Das Angebot eines Iraqi-Airways Mitarbeiters, mich bis zu jenem Kontrollpunkt mitzunehmen, konnte ich nur annehmen, weil ich mir sicher war, dass mein Fixer mit seinem Freund an eben diesem Treffpunkt warten würde. Und das klapprige Taxi stand auch als einziges Fahrzeug in der Dunkelheit am Rand der Straße. Auf den ersten Blick mag eine Fahrt durch das spätabendliche Bagdad gefährlich erscheinen. Doch ich fühlte mich sicher, denn niemand würde auf die Idee kommen, einen alten klapprigen VW-Passat auszurauben. Und mit dieser alten Kiste bin ich nicht nur 48 Stunden später zum Diplomatengespräch gefahren, sondern habe mehrere Fahrten durch verschiedene Viertel Bagdads gemacht.

Nicht nur der Fahrer, auch der Fixer oder Producer müssen die aktuelle Lage sehr genau kennen, wenn sie mit einem fremden Journalisten unterwegs sind. Denn Straßensperren von Milizen oder Rebellen sind nicht nur gefährlich, weil man ausgeraubt werden kann, sondern vor allem, weil die Bewaffneten einen Ausländer verschleppen könnten. In einem zerbeulten Taxi erregt man zwar auch kein Aufsehen, wenn der Wagen in die Seitenstraße eines Vororts abbiegt und eine Flüchtlingsfamilie besucht. Man muss aber dabei sicher sein, dass die Fahrt nicht in einer von Aufständischen oder Terroristen errichteten Straßensperre endet. In solch einer Situation helfen große ‚Sicherheitspakete‘ nicht weiter. Im Gegenteil, können sie Aufständische sogar dazu verleiten, eine am Straßenrand versteckte Bombe zu zünden.

Doch „low profile“-Auftritte haben ihre Grenzen und sind kein Allheilmittel gegen Überfälle und Entführungen. Je rechtsfreier der Raum wird, je offener die unkontrollierte Gewalt aufbricht und je stärker die traditionellen Werte zerfallen, desto hilfloser ist man Angriffen ausgeliefert, da die Taktik der Unauffälligkeit mit dem Preis weitgehender Wehrlosigkeit bezahlt werden muss. Aber fehlende Panzerung und Waffen können auch in Stärke verwandelt werden. Nur darauf zu setzen, dass Rebellen oder Diebe Journalisten akzeptieren, wäre töricht. Wenn das Chaos zu groß wird und die Machtverhältnisse immer schneller wechseln, stößt Berichterstattung an ihre Grenzen und Journalisten laufen Gefahr, zu Abenteurern zu mutieren.

Ulrich Tilgner